

Vor dreizehn Jahren hatte ich mit zwei Freunden die Idee, im Städtchen, in dem ich lebe, eine seit langem stillgelegte Quartierkneipe zu neuem Leben zu erwecken. Sie steht gleich hinter dem Bahnhof an einer recht öden Strasse, an der eigentlich niemand verweilen will.

Gerade deshalb, dachte ich. Da muss man doch was tun.

Keiner von uns dreien hatte eine Ahnung von Gastronomie. Der Direktor der lokalen Bank fand die Idee so hirnrisig, dass er sie schon wieder gut fand, und gab uns Geld. Das war vor dreizehn Jahren, wie gesagt; damals entschied über die Kreditwürdigkeit von Menschen und Ideen noch nicht der Algorithmus, sondern ein Bankdirektor mit Hirn und Herz.

Wir machten uns an den Umbau. Eine neue Küche nach neusten Standards musste her, die kostete viel Geld. Im Gastraum sollte der hundertjährige Charme der Eisenbahnerkneipe bewahrt werden, das kostete noch mehr Geld. Das eigentliche Problem aber lag draussen vor der Tür – die schnurgerade, schmuck- und schattenlose Strasse, ein trostloses schwarzes Band aus Bitumen von zweihundert Metern Länge, das zwischen Blockrandbebauung und den Gleisen der Linie Hamburg-Mailand vom Hauptbahnhof zur Fachhochschule führt. Auf dieser Strasse herrscht ganzjährig ein extrem kontinentales Mikroklima. Im Winter ist es klirrend kalt, im Sommer flirrend heiss. Ein paar Hydranten und Kandelaber da und dort, dazwischen die verblichenen Gebeine von Fachhochschulstudenten, die es nicht geschafft haben.

Da muss man etwas tun, dachte ich mir, so geht das doch nicht. Eine Baumallee wäre nett, am besten über die ganzen zweihundert Meter; eine grüne, schatten- und sauerstoffspendende Viertelmeile von zwanzig oder fünfundsiebzig Platanen.

Wie es sich fügte, fuhren genau zu jener Zeit Bagger und andere Baumaschinen heran und rissen den Bitumen auf. Die Werkleitungen mussten ersetzt, der Belag erneuert werden. Das ist die Gelegenheit, dachte ich. Ich rief die städtische Baudirektion an, der Sekretär verband mich mit dem Leiter der Stabsstelle Stadtplanung.

«Wie stellen Sie sich das vor», sagte der Mann.

«Na ja», sagte ich. «Eine Flucht von Bäumen halt. Grün. Ein paar Sitzbänke dazwischen.»

«So was muss man ordentlich planen, dann budgetieren und von der Politik bewilligen lassen. Das dauert Jahre. Wenn nicht Jahrzehnte.»

«Verstehe», sagte ich. «Aber wo die Bagger schon mal hier sind, könnten die nicht wenigstens vor meiner Kneipe zwei Löcher für zwei Bäume buddeln? Ich würde alles bezahlen, ich habe Geld von der Bank. Und die Bäume besorge ich selbst.»

«Da sind Leitungen im Boden», sagte der Mann. «Da kann man nicht einfach Löcher buddeln, wie man's grad lustig findet.»

«Könnte man die Leitungen nicht umlegen?»

«Die Planung ist abgeschlossen. Und wissen Sie, ganz offen gesprochen...»

Bäume, Kinder, Hunde – warum ich ihre Biomasse mag

Das geht doch ganz leicht, dachte Alex Capus. Dann musste er erkennen, wie skurril die Bürokratie wirklich ist.



Alex Capus wünscht sich nichts mehr als ein paar Bäume vor seinem Restaurant Flügelrad in Olten.

Bilder: Dlovan Shakeri, Bruno Kissling, Getty/Montage: CH Media

«Ja?» Ich konnte hören, dass ihm die Geduld ausging.

«Aus städtebaulicher Sicht ist diese gerade, ununterbrochene Flucht nicht ohne Reiz.»

«Die Parallelen, die sich in der Unendlichkeit schneiden?»

«Genau.»

«Verstehe. Aber zwei Bäume...»

«Hören Sie», sagte der Mann. «Wenn ich Bäume sehen will, gehe ich in den Wald.»

Das hat er wirklich gesagt damals. Der Fairness halber sei wiederholt, dass das Gespräch vor dreizehn Jahren stattfand. Heute würde er es wohl nicht mehr so formulieren. Aber auch nicht ganz anders, fürchte ich.

Denn eigentlich hat der Mann ja recht: Der Baum und die Stadt vertrauen sich schlecht. Der Baum ist in vielen, wenn nicht allen Belangen die Antithese von Urbanität. Er entzieht sich weitgehend der Planung und wächst so irgendwie, wenn man nicht gut auf ihn aufpasst und ihn unermüdlich zurechtstutzt, und er ist weder betriebs- noch volkswirtschaftlich quantifizierbar und wirft in regelmässigen Abständen grosse Mengen unerwünschter Biomasse ab.

Aus planerischer Sicht ähnelt der Baum den Hunden und Kindern, die seit einigen Jahren die Städte wieder in steigender Zahl bevölkern. Auch Hunde und Kinder entziehen sich der Planung und sind betriebswirtschaftlich der reinste Unfug, Investitionen und Rendite stehen in keinem Verhältnis, und sie wachsen so irgendwie heran und werfen in regelmässigen

Abständen schwer verwertbare Biomasse ab. Wäre ich Stadtplaner, nehme ich an, würde ich mich nach Kräften bemühen, im Interesse des Gemeinwohls das Aufkommen von Bäumen, Hunden und Kindern gleichermaßen einzudämmen.

Vielleicht sollte ich, wenn ich schon dabei bin, erst mal vor meiner eigenen Tür kehren – vor der Tür meiner Kneipe. Eine Quartierkneipe ist betriebswirtschaftlich weiss Gott der reinste Unfug, und sie verursacht nächtlichen Verkehr und Gestank und sondert allerlei Biomasse ab. Die Konzerte, Theaterabende und Spoken-Word-Anlässe, die ich veranstalte, machen viel Lärm um nichts, und am nächsten Morgen liegt unerfreuliche Biomasse umher.

Und die Bücher, die ich schreibe? Die sind Schall und Rauch, machen wir uns nichts vor; ein unverhältnismässiger Aufwand an Papier und Logistik. Und wo enden sie, meine Bücher, die ich mir abgetrotzt habe? Auf dem Flohmarkt, als unverkäufliche Biomasse.

Wären wir Stadtbewohner in unseren Entscheidungen gänzlich vernunftgesteuert, würden wir das alles wohl bleiben lassen. Die Stadt würde besser funktionieren ohne die Schriftsteller und Betrunkenen, die nachts um eins aus der Kneipe torkeln. Sie wäre besser planbar ohne die Hunde, die überall hinkackern, und ohne die Kinder, deren Eltern immerzu irgendwas fordern und irgendwelche Elterninitiativen gründen. Und sie wäre ganz sicher leichter sauber zu halten ohne die Bäume, die ständig Geld kosten, unablässig beatmet, bewässert und geschnitten werden wollen und trotzdem jeden Herbst die Strassen mit ihrem Laub zumüllen. Ein

Fass ohne Boden ist das alles, nicht zu verantworten eigentlich.

Vielleicht sollte man Kinder, Betrunkene und Hunde da hinschicken, wo die Bäume wachsen – in den Wald. Dort könnten sie dann Biomasse abwerfen nach Herzenslust. Wer welche sehen möchte, könnte da hingehen. Für meine Bücher würde auf einer Lichtung eine ausgediente Telefonzelle stehen.

Damit wäre allen gedient. Die Stadt wäre in Ordnung. Die städtebaulichen Linien wären klar, die Parallelen würden sich ungebrochen im Unendlichen schneiden, die betriebswirtschaftlichen Rechnungen wären sauber. Kosten und Nutzen ständen in einem vernunftbasierten Verhältnis, und auf den Gehsteigen läge kein Kot, kein Laub und kein kaputtes Kinderspielzeug.

Und ich muss zugeben, es geht auch ohne meine zwei Bäume. Mein Bankdirektor kann zufrieden sein, die Kneipe läuft ganz ordentlich, seit dreizehn Jahren nun schon; auch die Bar funktioniert recht gut, die später dazu kam; dies vor allem im Winterhalbjahr, wenn Konzerte und Discos die Kasse füllen. Im Sommer ist's schwieriger. Kommt hinzu, dass meine Gäste über die Jahre älter geworden sind, schon sterben mir die ersten weg. Nicht mehr lange, dann werde ich dringend angewiesen sein auf die Generation jener, die vor dreizehn Jahren noch Kinder waren. Wenn wir die damals in den Wald geschickt hätten, müsste ich heute zusperrern. Was die Hunde betrifft, so bleiben die aus gastronomischer Sicht ein unrentables Ärgernis. Diese Haare überall, und der eklige Saufnapf, den man bereit stellen muss. Aber lieb sind sie doch. Man möchte sie nicht missen,

solange sie den Grossteil ihrer Biomasse woanders abwerfen.

Übrigens wird das Sommergeschäft von Jahr zu Jahr schwieriger, wegen der zunehmenden Hitze draussen auf der baumlosen Strasse. In der Bar habe ich zwar ein Klimagerät, aber die Gäste wollen draussen sitzen, von Anfang April bis Ende Oktober. Wenn sie das nicht können, gehen sie woanders hin. Das war früher nicht so. Ich muss mir etwas einfallen lassen. Vielleicht rufe ich gelegentlich wieder mal bei der Baudirektion an wegen ein paar Bäumen. Das würde zwar teuer, betriebswirtschaftlich erst mal ein Nackenschlag. Langfristig aber könnten die Bäume rentieren.

Was nun die Zukunft betrifft, so könnte es also nicht nur betriebswirtschaftlich, sondern auch volkswirtschaftlich ratsam sein, Hunde und Kinder wie Bäume und Betrunkene auch in Zukunft in der Stadt zu belassen und sie nicht in den Wald zu schicken. Und letztlich, das muss man auch sagen, stellt sich die Frage des Geldes nicht mehr, wenn es ums Überleben geht. Die Gebeine der Fachhochschulstudenten sprechen da eine deutliche Sprache.

Wenn das für meine Kneipe gilt, denke ich mir, müsste das auch für eine ganze Stadt und ebenso für ein Land als Gemeinwesen gelten, und schliesslich für den ganzen Planeten. Denn eigentlich ist doch Volks- und Weltwirtschaft nichts anderes als Betriebswirtschaft, multipliziert mit der Anzahl Betriebe.

Der Autor ist Schriftsteller und lebt in Olten. Bei diesem Text handelt es sich um eine überarbeitete Version eines Vortrages am Forum für Stadtplanung in Winterthur.